

### XXIII. Der Kampf um Heine

Der Kampf um Heine, der noch heute nicht abgeschlossen ist, beginnt nicht erst mit dem Tode des Dichters, sondern er setzt schon mit seiner Übersiedlung nach Paris ein. Seit diesem Zeitpunkt ist er nicht nur Kämpfer und Parteimann, sondern auch Gegenstand und Mittelpunkt eines Kampfes, in dem sich die Parteien nach der Verschiedenheit ihrer historischen Stellung, ihrer politischen Ansicht, ihrer Religion und Weltanschauung um ihn gruppieren. „Für oder wider Heine“, das ist die Losung, unter der sich die Geister scheiden, und um so erbitterter plagen sie aufeinander, als der Dichter selbst weder zu dem einen noch zu dem andern Lager eine klare Stellung eingenommen hat. Seine schwankende, ja unzuverlässige Haltung hat den sachlichen Gegensätzen eine besondere persönliche Schärfe verliehen, aber auch ohne sie würde der Kampf um Heine noch heute fortbauern.

Er hat zeitweilig kindliche und groteske Formen angenommen, besonders bei dem lächerlichen Streit um das Heinedenkmal. Es ist im Grunde ganz gleichgültig, ob der Dichter ein Standbild in Düsseldorf am Rhein oder in Hamburg an der Elbe besitzt und ob dieses auf einem öffentlichen Platz oder auf einem privaten Grundstück steht. Der eine mag Heine für den größten Lyriker nach oder neben Goethe halten, der andre ihm Uhland, Lenau oder Mörike vorziehen, begeisterte Verehrer der äußeren Form mögen Platen, tiefreligiöse Gemüter Klopstock oder Paul Gerhard höher stellen. Das ist Geschmacksache. Alle diese Dichter besitzen irgendwo ein Marmordenkmal, und mit gleichem Recht könnte man auch Heine ein solches setzen. Es kommt wenig darauf an. Die denkmalwütige Zeit dürfte in Deutschland auf lange vorüber sein, und wenn wir einst wieder Lust und Geld für Kunstwerke haben werden, findet sich wohl auch ein Platz für den Verfasser des „Buchs der Lieder“. Und wenn nicht, so ist es nicht sein Schade und nur ein Beweis, daß der Kampf um Heine weitergeht, daß es

noch immer nicht gelungen ist, den Dichter und den Parteimann zu trennen.

Einen Kampf um den Dichter kann es überhaupt nicht geben, und wenn es einen solchen gegeben hat und noch gibt, so liegt es an einer falschen ästhetischen Theorie, die das Wesen des Kunstwerks in dem Erlebnis des Künstlers suchte und den Wert der Dichtung nach der Stärke und der Unmittelbarkeit des Erlebnisses beurteilte. Diese Theorie, die sich mit einem Schein von Recht auf Goethe berief und es immerhin ermöglichte, ihn als den größten deutschen Dichter zu feiern, versagt bei Heine vollständig, wie sie bei den meisten andern Dichtern versagt. Gustav Freytag erklärt einmal: „Sophokles ist uns mehr als sieben lückenhaft erhaltene Tragödien.“ Das klingt ebenso geistreich, wie es falsch ist. Alles, was wir von dem griechischen Tragiker wissen, sind diese sieben Tragödien, und nur durch sie und in ihnen existiert er für uns. Der Künstler lebt nur durch sein Werk und sein Leben verhält sich zu diesem Werk wie der Rohstoff zur Form. Der eine besitzt eine zeitliche, die andre eine ewige Bedeutung. Aufgabe der „echten Göttersöhne“, d. h. der Dichter, ist es, das, „was in schwankender Erscheinung schwebt“, mit „dauernden Gedanken“ zu befestigen. Dadurch wird der Stoff zum Kunstwerk.

Die Kritik griff den Zwiespalt auf, der zwischen Heines äußerem Leben und seiner Poesie bestand. Der Mann führte ein moralisch nicht einwandfreies Leben, er benahm sich zuweilen wie ein literarischer Abenteurer, er schätzte den materiellen Genuß über alles, er war frivol und leichtfertig, und doch dichtete er die tiefempfindensten Liebeslieder, er schwang sich in der Dichtung zu einer Höhe auf, wo alle Schlacken seines Daseins von ihm abfielen. Den Anhängern der Erlebnistheorie war das unbegreiflich; es durfte nach ihren Voraussetzungen eigentlich gar nicht vorkommen. Das Leben Heines war tatsächlich belegt, an den Tatsachen ließ sich nicht zweifeln, folglich zweifelte man an der Poesie. Sie war nicht erlebt, folglich unecht, gemacht, ohne wahre Empfindung, wenn nicht gar erlogen. Dieser Dichter sang von Liebe und hatte offenbar niemals rein

geliebt. Wie konnte er überhaupt wissen, was Liebe sei? „Erlogener Liebeschmerz“ war alles, was er da erzählte. Man begreift, daß die Verehrer Heines darauf bedacht waren, den Gegenbeweis zu erbringen. Sie triumphierten, als die Forschung allmählich aus den einzelnen Indizien die Sicherheit gewann, daß der Dichter nicht nur Amalie, sondern auch die zweite Cousine, vielleicht auch noch die Gräfin Bothmer echt und unglücklich geliebt hatte. In den Augen der Biographen besaßen diese Ergebnisse nicht nur die größte Bedeutung für das Leben des Menschen, möglicherweise auch für seine künstlerische Entwicklung, sondern dadurch wurde seine Poesie selber gerettet. Das Erlebnis war gefunden und Heine dadurch als Dichter rehabilitiert. Seine Lyrik war nun echt, so gut erlebt wie die Goethes.

Wir müssen uns daran gewöhnen, daß zwischen dem Leben und dem Schaffen des Künstlers nur ein sehr schwaches Band besteht. Der Künstler lebt im Gegensatz zu den gewöhnlichen Menschen in zwei Daseinsformen, im Reiche der Wirklichkeit wie jeder einzelne von uns und im Reiche der Form, in die er und nur er jeden einzelnen durch sein Werk erheben kann. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Reichern wird durch seine Person hergestellt, aber er ist oder kann wenigstens in dem untern Stockwerk ein ganz anderer Mensch als in dem obern sein. Der große Mensch kann ein sehr kleiner Künstler, der große Künstler ein kleiner Mensch sein. Poesie ist nicht Charakter, auch nicht Talent, sondern Stimmung. Der Ästhetiker muß das Kunstwerk als solches, unabhängig von dem Leben seines Schöpfers, betrachten, wie die Werke Shakespeares oder Homers, Dichter, von deren irdischem Dasein wir nichts oder so gut wie nichts wissen. Heines Poesie bleibt dieselbe, sie wird weder besser noch schlechter, weil man jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen kann, dies Gedicht ist an Therese, dies an Amalie, dies an die Gräfin Bothmer gerichtet. Das Verhältnis ist gerade umgekehrt. Die Kunst erscheint um so reiner, um so freier von irdischen Schlacken, je weniger sie durch das Erlebnis beschwert wird, und es ist ein Vorzug der Heineschen Poesie, daß sich gerade in ihren

besten Leistungen das Erlebnis völlig in der reinen Form verflüchtigt. Diese ist immer echt. Ihr Wesen und ihr Wert bestehen darin, daß sie in der Seele des Hörers und Lesers dieselben Vorstellungen und Empfindungen erweckt, die der Dichter in sie gelegt hat. Nicht durch sein Erlebnis, sondern durch die Fähigkeit der anderen, sein Werk nachzufühlen, wird der Beweis der Echtheit erbracht. Der Künstler will wirken, und in dem Maße der Wirkung, die er auf andere ausübt, liegt die Bedeutung seines Werkes. Der Kunstkritiker mag von dem Throne seiner Weisheit herab erklären, daß die „Lorelei“ ein sentimentales Gedicht, daß ihre Melodie triviale Mache sei, ihm stehen die Millionen gegenüber, die das Lied singen und die dadurch beweisen, daß diese Worte und diese Töne das wenige an höherer Empfindung zum Ausdruck bringen, das ihnen ein gequältes Berufsdaſein und die Sorgen des grauen Alltags übrig lassen. Der Ästhet mag über Popularität witzeln, zum Schluß ist doch die Allgemeingültigkeit der einzige Prüfstein des Kunstwerks, den wir besitzen. Heines Lied besteht, und damit ist der Kampf um den Dichter Heine entschieden. Sein Lied besteht, und darum ist es echt. Das ist die Hauptsache, eine ganz untergeordnete Nebenfrage, welchen Platz man ihm im Verhältnis zu Goethe einräumen will.

Man hat Heine vorgeworfen, daß er ohne Nationalgefühl sei, daß er Napoleon und Frankreich verherrlicht, Deutschland dagegen und alles Deutsche verhöhnt habe. Seine Verteidiger weisen darauf hin, daß Goethe und Hegel den Kaiser mindestens ebenso bewunderten und rühmten, daß Platen und andere von dem damaligen Deutschland ebenso verächtlich sprachen, und sie sind in der Lage, jeder deutschfeindlichen Äußerung des Dichters eine deutschfreundliche entgegenzustellen. Heine hat auch das Christentum und die Religion geschmäht. Auch in diesem Falle können seine Freunde mit Recht einwenden, daß Schiller gegen den christlichen Glauben eher noch schärfere Ausdrücke gebraucht hat und daß selbst die schlimmsten Angriffe Heines gegen die Religion nicht so gehässig klingen wie das bekannte Epigramm Goethes, in dem er unter

den vier verhaßten Dingen das Kreuz mit Bier, Tabak und Hundegebell zusammenstellt. Auch die Sittlichkeit soll der Dichter mit Füßen getreten haben. Man wird zugeben, daß viele seiner Gedichte und Schriften in geschlechtlicher Beziehung einen unerfreulichen, abstoßenden Zynismus bekunden. Aber auch damit steht er nicht allein. Größere als er haben der Zote gehuldigt, und es gibt Gedichte von Goethe, die noch heute in die Volksgesamtausgaben nicht aufgenommen werden können.

Der Historiker kennt und vermerkt diese unerfreulichen Züge der anderen Dichter wohl, aber in keinem Fall werden sie dazu benutzt, um ihr gesamtes Schaffen zu verwerfen, um es als vaterlandsfeindlich, unsittlich und gotteslästerlich hinzustellen. Man betrachtet sie als Ausdruck eines vorübergehenden Mißmutes, als einen Tribut an zeitliche Strömungen, im schlimmsten Falle als vereinzelte Entgleisungen. Seine werden solche mildernde Umstände nicht zugebilligt, vielmehr werden seine Angriffe auf Staat, Religion und bürgerliche Moral als der Ausfluß eines Prinzips dargestellt, als Ausfluß des Judentums, das alles Bestehende verneint. Man betrachtet ihn nicht als einzelne Persönlichkeit, sondern als den Vertreter einer anderen Rasse, und einer anderen Religion, die das Christentum und das Deutschtum bekämpft, ja bekämpfen muß. Es handelt sich dabei nicht um einen Antisemitismus, der die Urteilskraft verliert, sobald das Wort „Jude“ ausgesprochen wird, sondern in der Tat nahm das aufstrebende Judentum in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine staatsfeindliche Haltung ein. Es hatte durch die französische Revolution bedeutende Vorteile erlangt und durfte hoffen, durch eine weitere Revolution noch mehr zu gewinnen. Gestützt auf eine Reihe bedeutender geistiger Leistungen, die seine Reife erwiesen, suchte es in den Staat und in die Gesellschaft einzudringen. Da die historischen Einrichtungen zu seiner Aufnahme unfähig waren, so forderte es deren Umwandlung im Sinne der Vernunft, d. h. die Revolution, den Bruch mit der Geschichte, ohne daß dieser unbedingt durch die Gewalt der Fäuste herbeigeführt werden sollte. Die Eingliederung des Judentums in

die europäische Kulturwelt konnte sich nur unter schweren Reibungen vollziehen, und der Kampf um Heine ist letzten Endes ein Kampf um das Judentum selber, um die Emanzipation der Juden. Ob man sie für einen Segen oder Unsegen hält, ob man in ihr eine notwendige Entwicklung oder eine zufällige Gabe der Revolution sieht, ob sie in dieser überhasteten Weise erfolgen mußte oder zweckmäßiger langsam und allmählich durchgeführt worden wäre, das sind Fragen, die zum mindesten der ernstesten Erörterung fähig sind, wenn sich auch an der vollzogenen Tatsache nichts mehr ändern läßt, sowenig wie an der Rezeption des römischen Rechtes oder an der Religionspaltung des 16. Jahrhunderts, sosehr sie auch von den einen bedauert, von den andern gepriesen werden.

Es wäre für den Biographen angenehmer, diese heikle Frage nicht zu berühren, aber sie ist für Heine von so ausschlaggebender Bedeutung, daß man sich nicht feige um sie herumdrücken darf. Freilich einen jüdischen Dichter gibt es nicht. Wer deutsch dichtet, nicht nur deutsch schreibt, ist ein deutscher Dichter, mag seine religiöse und staatliche Zugehörigkeit sein, welche sie wolle. Chamisso ist ein deutscher, Boccaccio ein italienischer Dichter, mag auch die Wiege des einen in Frankreich, die des andern in Paris gestanden haben. Heine hat sich selbst einmal im vermessenen Jugendmut als einen „jüdischen Dichter“ bezeichnet. Aber was bedeutete dieser Ausdruck in seinem Munde? Nichts anderes, als daß er den Ruhm seines Volkes verkünden, daß er die Leiden und Hoffnungen Israels im Liede darstellen wollte. Das hat Racine in „Athalie“ und „Esther“, Byron in seinen „Hebräischen Melodien“ getan, und sie sind darum keine jüdischen Dichter. Der Stoff bildet nicht das Wesen der Dichtung, und das moderne Judentum besitzt gar nicht die Kraft, die Einheit des Gedankens und der Weltanschauung, um eine poetische Form hervorzubringen. Ob ein Christ oder ein Jude einen „Belsazar“, eine Christustragödie oder „Herodes und Mariamne“ schreibt, mag für den Inhalt einen großen Unterschied ausmachen, für die Form bleibt es ganz gleichgültig. Zwar wollen die meisten Literarhistoriker in Heines Dichtungen jüdische Züge

entdecken, sie schreiben ihm beispielsweise „die glühende, hyperbolische Empfindungsweise des Orientalen“ zu. Das ist ein Irrtum. Wenn man Heines Lyrik mit der der anderen Romantiker vergleicht, so ist sie gerade mehr gedanklich als bildlich, und wenn seine Phantasie gelegentlich in der Farbenpracht schwelgt, die der neuentdeckte Orient dem europäischen Westen bot, so macht er von diesem Erotismus einen viel spärlicheren Gebrauch als Victor Hugo, Lamartine, Browning, Moore und ihre deutschen Gesinnungsgenossen. Jesaias war ein jüdischer Dichter, und der von Heine gepriesene Jehuda ben Halevy mag es auch noch gewesen sein; seitdem gibt es keine jüdische Poesie mehr, es sei denn in den Ghetti Galiziens und Wolhyniens.

Das Eindringen des Judentums in die europäische Gesellschaft mußte eine um so schärfere Gegnerschaft hervorrufen, als dieser Aufstieg mit einer unerhörten Raschheit erfolgte. Moses Mendelssohn starb 1786, er war der erste Jude, der das Bedürfnis verspürte, am deutschen Geistesleben teilzunehmen. Zwei Jahrzehnte später greifen seine Glaubensgenossen schon nach der Führerschaft, mit Meyerbeer und Mendelssohn in der Musik, mit Heine und Börne in der Literatur, mit Marx und Lassalle wenig später in der Politik, von den vielen Juden, die sich in der Journalistik und der Wissenschaft unterdessen eine geachtete Stellung errungen hatten, ganz zu schweigen. Heine selbst erklärte sich diese Wandlung in einer erstaunlich kurzen Zeit dadurch, „daß eine große Zivilisation des Herzens durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden“ erhalten blieb. „Ich glaube, sie [die Juden] konnten deshalb auch nur so schnell teilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten und nur das Wissen sich anzueignen brauchten.“ Seine Ansicht wird kaum allseitige Zustimmung finden. Andere werden, je nach ihrer persönlichen Stellung zum Judentum, die Zeichen der Geschichte anders lesen; die Tatsache aber bleibt, daß sich in diesen unterdrückten Bewohnern des Ghettos durch die Jahrhunderte eine ungeheure Lebensenergie aufgesammelt hatte, die sie ähnlich wie die

Spanier des 16. Jahrhunderts aus ihren engen Winkeln herauspeitschte, um die Schätze einer neuentdeckten Welt zu erobern.

Das Wesen der Gesellschaft besteht darin, daß sie sich beständig von unten regeneriert. Aber dieser Aufstieg vollzieht sich langsam von Geschlecht zu Geschlecht, er wird getragen durch die zunehmende Bildung, die langsam Vermögen und Stellung nach sich zieht. Der Weg der Juden ist umgekehrt. Ihre Emanzipation fällt zeitlich, aber nicht zufällig mit dem Beginn der modernen Geldwirtschaft zusammen. Wenn man die Revolution wirtschaftlich betrachtet, so stellt sie sich als ein Kampf zwischen dem mobilen und immobilien Besitz, zwischen dem Kapital und der Scholle dar. Die Juden, denen die Gesetzgebung den Erwerb von Grundeigentum streng untersagte, sind ausschließlich Besitzer des beweglichen Kapitals und begreifen als erste dessen Überlegenheit. Ihre kapitalistische, durch die Jahrhunderte gezüchtete Denkweise gibt ihnen jetzt einen Vorsprung vor den andern. Sie verstehen, ihren Besitz schneller zu vergrößern, und der Besitz erschließt ihnen die Bildung. Sie brauchen sich nicht mühsam hinaufzuhungern in schlecht bezahlten Stellungen von Kandidaten und Adjunkten, die viel Gelehrsamkeit, aber noch mehr Entsamung erfordern, sondern sie haben die Mittel, die Hand sofort nach dem Höchsten auszustrecken, und sie tun es, von keiner Rücksicht gehemmt. Ihr Streben ist von einem unbedingten Glauben an die Zukunft getragen, zum mindesten an ihre Zukunft. Das Selbstvertrauen der Emporkömmlinge berauscht sich an ihren erstaunlich schnellen Erfolgen und hält in Verkennung aller historischen Schwierigkeiten alles und jedes für erreichbar.

Die Unterschätzung des Gewordenen ist der Grundzug des aufstrebenden Judentums. Dieser anders gerichtete Lebenswille stützt sich auf die revolutionäre Idee der Vernunft und eignet sich die von der Aufklärung geschmiedeten Waffen an. Es ist kein Zufall, daß die Romantiker durchweg den altjüdischen Ständen angehören, ja daß die Adligen unter ihnen besonders zahlreich sind. Sie denken historisch und sie lieben als Männer der Scholle die Vergangenheit. Der kapitalistisch bewegliche Jude kennt nur die Gegen-

wart und die Zukunft. Das Vergangene ist ihm Gerümpel, er lacht über den Plunder und er lacht über die Ehrfurcht, mit der die andern ihn betrachten. Sie ist ihm unbegreiflich, sie widerspricht seiner Vernunft, und als ein Wesen der Vernunft fühlt er sich den historisch denkenden Mitmenschen weit überlegen. Mögen sie ihr Herz an die Vergangenheit hängen, er als praktischer Mensch nutzt die Gegenwart aus und schaut in die Zukunft. Sie bietet ihm goldene Schätze, statt des Druckes die Freiheit, statt des erzwungenen Verzichtes den Genuß, der ihm jahrhundertlang versagt war. Die Emporkömmlinge wollen genießen. Sie betrachten die Welt, die bisher nur der Schauplatz ihrer Leiden war, nicht als Vaterland, das man von den Ahnen ererbt hat, um es den Enkeln zu hinterlassen, sondern als eine große Stätte des Genusses. Nach Sprengung des Ghettos stehen sie unorganisch da, und das aus dem Zweckzusammenhang gelöste Individuum muß sich zum Selbstzweck wenden, d. h. es sucht nur den eignen Genuß. Die große Masse sucht ihn grob-materialistisch, aber daneben stehen feiner organisierte Naturen, die schon einsehen, daß Kunst und Wissenschaft, Macht und Einfluß in den Dienst des Genusses gestellt werden können, daß sie schon Genüsse an sich sind, ja raffiniertere als die, die sich durch das Geld erkaufen lassen. Sie erkennen den Gehalt, der in den Formen der Vergangenheit sich birgt, sie sehen, daß in ihnen das höchste Maß des Lebensbehagens enthalten ist. Was ihnen bisher Plunder dünkte, gewinnt neuen Wert in ihren Augen. Sie wollen es erringen, sie wollen es in jeder Beziehung denen gleichthun, die bisher die Genießenden waren. Darin liegt eine Absage an die klare Vernünftigkeit, ein Kompromiß mit der Vergangenheit, mit dem historisch Gewordenen und Bestehenden. Die Emporkömmlinge begeben sich ihrer Freiheit, sie wollen das Vorhandene nicht mehr zerstören, sondern sich selbst in das Alte hineinleben, nicht weil sie es ehren, sondern weil es die Formen enthält, in denen man den Wert des Lebens auskosten kann.

Die Teilnahme am europäischen Kulturleben, die der aufstrebende Jude fordert, besteht in der Beteiligung an seinen Genüssen; die

Gleichberechtigung, die er erstrebt, ist sein gleicher Anteil an den Gütern dieser Erde. Er hegt zwar einen unbegrenzten Zukunftsglauben, aber dieser erhebt sich nicht zur Religion, sondern bleibt rein irdisch. Er ist zwar bereit, neue Religionen zu stiften, saintsimonistische, sozialistische oder kommunistische, aber auch sie sind in ihrem Kern materialistisch. Den Juden fehlt das starke Gemeinschaftsgefühl, auf dem alle Religion beruht, sie sind, mögen sie selbst wie Marx und Lassalle den Sozialismus predigen, ausgesprochene Individualisten. Sie sind irreligiös, und ihnen genügt ein Glaube, daß es ihnen persönlich auf Erden wohlgehen werde. Das zeigt sich im Verhältnis zu dem eignen Volke. Mit der Befreiung aus dem Ghetto hört das Gefühl der Zusammengehörigkeit auf. Das Programm lautet zwar Emanzipation der Juden, in Wirklichkeit verfolgt aber jeder einzelne nur seine Ansprüche und kämpft nur für seine persönliche Teilnahme an den Vorteilen der europäischen Kultur. Winkt ihm der Erfolg, so ist er gern bereit, die Verbindung mit seinen bisherigen Glaubens- und Leidensgenossen abzubrechen, sei es daß er in Länder auswandert, wo ein Unterschied zwischen Juden und Christen nicht gemacht wird, sei es daß er sich taufen läßt. Aber ob er nun mit oder ohne Taufe den Anschluß an die Gesellschaft gewonnen hat, er will von seinen früheren Ghettobrüdern nichts wissen, er verachtet ihre zurückgebliebene Masse, er lacht über sie, er schämt sich, daß er von ihnen stammt, und er sucht bis auf den Namen alle Spuren seiner Abstammung zu verwischen. Je besser ihm das gelingt und je reicher sein persönlicher Anteil an dem Genuß des Lebens ausfällt, um so rascher und gründlicher hört er auf, ein Kämpfer zu sein.

Das Judentum verhält sich gegen Staat und Gesellschaft feindlich, solange es von ihren Vorteilen und Genüssen ausgeschlossen ist. Sobald es, und wenn auch nur geduldet, an dem Tisch mitfressen darf, wird es zum Verteidiger der bestehenden Ordnung. Es ist in seiner Gesinnung nicht revolutionär. Der Revolutionär wünscht den Umsturz aus Überzeugung, aus philosophischen Gründen, der Jude aus praktischen. Darum ist seine Polemik, selbst die von

hochstehenden Juden wie Börne und Heine, unsagbar leicht und doch wieder unsagbar gefährlich. Aus dem reichen Material der Aufklärung und der Revolution greifen sie nur das heraus, was praktisch verwertbar, jedermann verständlich und unmittelbar wirksam ist. Sie machen den Kampf zweier Weltanschauungen, das Ringen zwischen Vernunft und Geschichte, populär, daß jeder daran teilnehmen kann, aber sie trivialisieren es auch. Sie prägen die Ideale in Scheidemünze aus und sie stumpfen die Prinzipien zu Schlagwörtern ab. Sie führen den Kampf zu ebener Erde, nicht im Reiche der Geister. Darum beruht auch das Bündnis des Liberalismus mit dem Judentum auf einer unsicheren Grundlage. Der Liberalismus unterstützt die jüdischen Ansprüche mehr aus Grundsatz als aus Freundschaft. Er ist doktrinär und befolgt selbst gegen seine Sympathien die Doktrin; das Judentum selbst kann nur unter der liberalen Flagge kämpfen, aber der einzelne Jude kann, wenn es sein Vorteil erheißt, ebensogut Hand in Hand mit den Konservativen gehen. Er ist nach seiner ganzen individualistischen Veranlagung völlig unpolitisch. Nur unter äußerem Druck schließt sich der Jude zusammen, sobald dieser schwindet, zieht jeder einzelne seine Wege, um seinem privaten Vorteil und Genuß nachzugehen. In den Vereinigten Staaten leben Millionen von Juden, aber in diesem Lande, wo das gesamte bürgerliche Leben durch die Politik beherrscht wird, ist es unmöglich, eine jüdische Partei zu gründen. Die Leute können ungehindert ihre freigewählte Existenz leben und sie sind zufrieden. Das außerordentliche starke Gemeinschaftsgefühl besteht nur so lange, als es durch einen äußeren Gegensatz erhalten wird. Der Jude lebt in der Gegenwart und hofft auf die Zukunft, aber diese Zukunftshoffnungen sind unbestimmt und chiliaistisch, keine klaren Ziele, für die man wirken und werben kann. Es ist eine krasse Ironie der Geschichte, daß dieses durch und durch unpolitische Volk durch eine zufällige Konstellation berufen war, Deutschlands politische Wortführer und Vorkämpfer zu stellen. Sie haben die liberale und die jüdische Sache in gleicher Weise geschädigt.

Heine ist der typische Vertreter dieses aufstrebenden Judentums.

Der Großvater handelt noch mit alten Kleidern oder mit Hasenfellen, der eine Sohn bringt es zum Millionär, und gestützt auf seinen Reichtum erhalten die Neffen eine gute Erziehung. Sie sind hochbegabt, mit Kräften ausgerüstet, die Jahrhunderte geschlummert haben und nun Betätigung verlangen. Der eine bringt es zum hohen Sanitätsoffizier in Petersburg, der zweite in Wien zum Baron, der dritte wird in Paris Journalist von internationalem Beltruf. Ihre Wege sind vielleicht nicht immer einwandfrei, aber das Ziel ist erreicht, sie gehören zu den Besitzenden und Genießenden. Mit einem Fuß stehen sie zwar noch im Ghetto trotz der Taufe. Heine beherrscht die deutsche Sprache noch sehr mangelhaft, als er schon seine ersten Gedichte schreibt; im Familientreife, wenn es gemütlich hergeht, wird noch gemauschelt, und selbst in den Pariser Briefen an Mutter und Schwester gebraucht der Dichter gern hebräische Ausdrücke. Es mag Spaß sein, aber die Leute verstehen sich in „Judaas Dialekte“ doch besser als auf hochdeutsch. Heine kann sich mit Recht rühmen, daß er der beste deutsche Stilist seiner Zeit sei, aber den schwierigen Gebrauch des Konjunktivs erlernt er nie, sowenig wie ihn je ein Ausländer im Deutschen erlernt.

Der Jüngling denkt nicht daran, Politik zu treiben. Erst als er sieht, daß andere einen viel größeren Vorteil vom Leben haben als er, als er merkt, daß ihm außer seiner Dichtkunst so ziemlich alles fehlt, was das Dasein schön und angenehm gestaltet, steigt er in die Arena. Da er die Gabe des Dichters in den Dienst der Politik stellen kann, klingt die Phraseologie des Liberalismus in seinem Munde wie ein berauschernder, nie gehörter Sang. Man erhebt ihn, der selber weiß, daß er kein Politiker ist, sofort zum politischen Führer. Aber als ihm in Paris sein persönlicher Anteil am Lebensgenuß gesichert ist, hat er die liberalen Phrasen und die ganze Politik satt. Mit der Erklärung, daß er nie Republikaner gewesen sei und daß er als Protestant mit den Juden nichts zu schaffen habe, sucht er die ehemaligen Mitkämpfer und Glaubensgenossen abzuschütteln. Einem Privatmann in bescheidener Stellung würde es unschwer gelingen; auf den großen Dichter, den ganz

Europa kennt, will die Partei nicht verzichten. Man hält ihn wider seinen Willen fest, man schilt ihn einen Abtrünnigen und Verräter, man macht ihm Vorwürfe, die er gar nicht begreift. Er weiß, daß er immer derselbe geblieben ist, und in der That, nicht er hat die Freunde getäuscht, sondern diese sich selbst, als sie diesem unpolitischen Mann eine solche Rolle aufbürdeten, ja ihn zwangen, sie weiterzuspielen, als er seine Unlust erklärte und seine Unfähigkeit einsah.

Heine schwärmt als Politiker für Emanzipation. Von den Königen bis zu den Negerklaven gibt es nichts, was er nicht emanzipieren will, aber in Wirklichkeit verfolgt er ganz im Geiste des aufstrebenden Judentums nur seine eigne Gleichberechtigung mit allen, denen er geistig ebenbürtig ist. Seine Politik dreht sich nur um seine Person, ob er nun zuerst die bestehende Ordnung angreift oder sie später verteidigt, ob er Deutschland und Frankreich versöhnen oder zwischen Juden und Germanen vermitteln will. Hinter allen diesen schwungvollen Ideen birgt sich, ohne daß es ihm selber zum Bewußtsein kommt, das Streben, sich selber den geeignetsten und besten Platz in der Welt zu schaffen. Durch alle Widersprüche und Schwankungen verfolgt er mit der untrüglichen Sicherheit des Rasseninstinktes das Ziel, sich eine geachtete Stellung in der europäischen Gesellschaft zu erobern und die letzten Spuren des Ghettotums abzustreifen, d. h. über die materiellen Beschränkungen und die geistige Vereinsamung des Judentums hinauszuwachsen. Dieser Ehrgeiz ist jüdisch und doch wieder judenfeindlich, das erstere, weil er durch den Rasseninstinkt erzeugt ist, das zweite, weil er die Verbindung mit den einstigen Glaubensgenossen als eine Fessel, als ein störendes Hindernis auf dem Wege zum Ziel empfindet. Das Streben ist individualistisch, weil es nur die Sorge um die eigne Wohlfahrt kennt und führt doch zur Überwindung des Individualismus, weil es den Anschluß und das Aufgehen in einem als besser oder zukunftsreicher erkannten Volkstum sucht, die Synthese zwischen Deutschtum und Judentum, wie sie Heine in den letzten Lebensjahren vorschwebte, als er sich selber historisch begriff.

Heine als Politiker ist nicht nur Individualist, sondern der

krasseste Egoist. Seine ganze Politik läuft darauf hinaus, zu zeigen, daß er Geist und in dem Geiste eine Macht besitzt. Es geschieht nicht nur aus Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, sondern der verachtete Sprößling des Ghettos muß sich die Anerkennung Europas erzwingen, um die ihm gebührende Stellung zu erobern. Er muß in der Welt brillieren. Der Inhalt seiner Polemik ist daher ziemlich gleichgültig und ihm selber am gleichgültigsten. Er hat wohl eine Überzeugung, aber er kann auch gegen sie schreiben. Ihn interessiert nicht, was er vorbringt, sondern nur wie er es vorbringt. Man kann ihm die unglaublichsten Widersprüche nachweisen, man hat ihn als inkonsequent, schwankend, bestechlich und treulos gebrandmarkt, man übersieht, daß er dem, was ihm wirklich heilig ist, d. h. der Form, stets die Treue gehalten hat. Bei Sendung der kleinen Abhandlung über Ludwig Marcus schreibt er an Campe die bezeichnenden Worte: „Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daß der ganze zweite Teil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.“ Das ist nicht die Redensart eines eiteln Narren, sondern die echte Empfindung des Künstlers, dem ein großer Wurf gelungen ist. Die Schrift gehört inhaltlich zu dem Unbedeutendsten, was Heine geschrieben hat, sie enthält ein paar sympathische Worte für den Verstorbenen und eine Jugenderinnerung des Verfassers; aber was geht ihn der Inhalt an? Durch die Form erweist er, daß er ein Künstler ist.

Heine hat den Dichter in den Dienst des Politikers gestellt. Er hat zwar nicht gedichtet, um Politik zu treiben. Das ist unmöglich, denn während des Schaffens hört der Künstler auf, etwas anderes als Künstler zu sein, aber er hat doch die Dichtung als ein Mittel betrachtet, sich selbst eine politische und gesellschaftliche Stellung zu schaffen. Diese Zweckverbindung von Kunst und Politik war durch seine jüdische Abstammung bedingt. Das Judentum wurde ihm verhängnisvoll, weil es ihm eine völlige, selbstlose

Hingabe an die Kunst unmöglich machte, weil es ihn veranlaßte, sie als Mittel zum Zweck, als Stufe zu seinem Aufstieg zu betrachten. Die Poesie war ihm für die Politik, die Politik für die Poesie unentbehrlich. Börne, der trotz seiner starrköpfigen Beschränktheit manchmal über Erwarten klar sah, erkannte diesen Zwiespalt unseres Dichters und stellte ihm das Ultimatum, die Form müsse ihm das Einzige sein, wenn sie ihm das Höchste sei; er stellte ihn mit dürren Worten vor die Wahl, sich zwischen Form und Inhalt, zwischen Dichter und Politiker zu entscheiden. Goethe stand vor derselben Frage, als er 1788 aus Italien heimkehrte. Für ihn gab es kein Zaudern. Er ließ die Voigt und Fritsch in Weimar regieren und blieb selber nur Dichter. Seine verharrte in der unglückseligen Verquickung zweier unvereinbarer Funktionen, weil in den Augen des jüdischen Emporkömmlings das äußere Werden mehr galt als das innere Sein. Seine Dichtung litt darunter, daß er sie als Mittel zum Zweck gebrauchte, seine Politik war gelähmt und fruchtlos, weil sie von einem Dichter ausgeübt wurde.

Wenn ihm als Ziel die „harmonische Verschmelzung der beiden Völker der Sittlichkeit“ vorschwebte, wie er Juden und Germanen in den „Geständnissen“ nennt, so hat er diese Synthese in sich nicht erreicht. Sondern diese beiden Seiten seines Wesens stehen unvermittelt und unverföhnt nebeneinander, wie noch heute die beiden Völker. Das eine gab ihm den Stoff, das andre die Form, das eine spiegelt sich in seiner Politik oder was er für Politik hielt, wider, das andre in seiner Poesie. Der Zwiespalt blieb bestehen und er hat den Dichter verhindert, sich je zu dem vollen Gefühl der Einheit mit sich selber durchzuringen.

Dadurch erreichte er weder in der Poesie noch in der Politik so viel, als seiner Begabung zukam. Seine politische Wirksamkeit ist außerordentlich gering. Er machte die Zeitgenossen mit dem Gedanken vertraut, daß viel Einrichtungen der Vergangenheit überaltert seien, und er riß die Leute aus einer liebgewordenen, aber innerlich wesenlosen Tradition heraus. Er war ein brauchbarer Eclairer, vielleicht auch ein tüchtiger Minenleger des Liberalismus, der gute Dienste

bei der Vernichtung des Alten leistete. Die großen Fragen der Zeit hat er dagegen immer nur gestreift, sei es daß er sie als Dichter oder als Feuilletonist berührte. Sie kamen für einen Mann nicht in Betracht, der instinktiv alles unter dem Gesichtspunkt seines eignen Emporkommens betrachtete. In dieser Hinsicht freilich hat Heine einen vollen Erfolg erreicht. Er zeigte, daß ein Sproß jüdischer Abstammung trotz dieser Abstammung ein Dichter in zwei Sprachen, ein führender Politiker, der erste Journalist und der geistreichste Mann Europas sein konnte. Sein Sieg war zugleich ein Sieg des Judentums. Mochte es sich von ihm losagen, die Erfolge Heines kamen seinen ehemaligen Glaubensgenossen zugute und sein Ruhm nützte jedem einzelnen von ihnen. Er war trotz seiner persönlichen Abneigung gegen die Juden ein Bahnbrecher des aufstrebenden Judentums. „Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen.“ Er muß es sich gefallen lassen, daß er als Vertreter dieses Judentums von der Geschichte betrachtet wird. Der Kampf um Heine wird und muß dauern, solange das Judentum selber Gegenstand eines Kampfes ist, solange die zahlreichen religiösen, politischen und wirtschaftlichen Fragen, die der Eintritt der Juden in das Kulturleben aufgeworfen hat, keine befriedigende Lösung gefunden haben. Sie wird gefunden werden, freilich weder im Sinne der milden Weisheit Nathans noch durch die Unterdrückung Shylocks. Der Zeitpunkt mag noch fernliegen, aber kommen wird er, und dann wird man den Politiker Heine zu den Alten legen.

Sein persönlicher Anteil an diesem Kampf wäre so gut wie der Börnes längst vergessen, wenn der unsterbliche Dichter die Erinnerung an den sterblichen Menschen nicht beständig wachhielte. Weil der eine noch lebt, kann der andre im Grabe keine Ruhe finden und bildet noch heute den Gegenstand des Angriffs und des Hasses. Der greise Goethe sprach wenige Wochen vor seinem Tode zu Eckermann: „Hüten wir uns, mit unseren Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. . . . Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er

Goethe

als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangnen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen. Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder Sachsen läuft."

Goethe dachte bei seiner weisen Mahnung in erster Linie an Uhland, der sich durch sein starres Eintreten für das „alte gute Recht“ als Dichter zersplitterte, er hätte mit noch größerem Recht an Heine denken können. Der Altmeister liebte die beiden jüngeren Dichter wenig. Vielleicht nicht, weil ihre einzelnen Leistungen ihm mißfielen, sondern weil ihre innerste Auffassung der Kunst der seinen widerstrebte. Sie befaßen nicht die völlige und ausschließliche Hingabe an die Poesie, die er von dem Dichter verlangte und die die Vorbedingung aller großen Leistungen ist. Mit dem Irrtum, daß die Kunst eine schöne Nebensache sei, eröffnete Heine seine poetische Laufbahn. Die Politik erschien ihm als das Leben selbst, die Poesie nur als ein matter Widerschein des Lebens. Er glaubte, als Politiker poetisch, als Poet politisch wirken zu können. Die Folge war, daß er in der Politik nichts leistete und daß ihm, vielleicht mit Ausnahme des „Atta Troll“, nie ein größeres Kunstwerk gelang. Seine Dramen lösten sich in Feuilletons auf, seine Romane scheiterten. Den Grund dieser Mißerfolge suchte Heine in der Ungunst der Verhältnisse; in den „Gedanken und Einfällen“ äußerte er: „In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschüllt ihren Gesang.“ Die Zeit der „Göttlichen Komödie“, des „Hamlet“ und der „Wahlverwandschaften“ war sicher nicht

weniger erregt, und doch genoß Goethe „eine Zeit im tiefsten Frieden“. In andern Augenblicken wußte Heine ganz genau, daß ihn nicht äußere Umstände verhinderten, das große Kunstwerk zu schaffen, sondern daß die Ursache des Versagens in ihm selber lag. Er machte die Begrenztheit seines Talentes dafür verantwortlich, das eben nur für die Lyrik ausreiche. Auch das ist eine Selbsttäuschung. Unser Dichter besitzt eine poetische Kraft, eine Stimmungsgewalt wie wenige vor oder nach ihm. Aber er will nicht nur Künstler sein, er will die Stimmung nicht festhalten, sondern er hat es eilig, von der schönen Nebensache zu dem zu kommen, was ihm als die Hauptsache gilt. Er reißt sich selbst und den Leser aus der Stimmung heraus, um politisch, philosophisch oder sonst etwas zu werden, was mit der Poesie nicht das Geringste zu tun hat. Daher kommt es, daß selbst seine besten Gedichte häufig in Mißlänge ausstönen. Nicht weil ihm das Talent fehlt, sondern weil er sein Talent in falscher Weise ausnutzt, weil er es für Nebenzwecke vergeudet, gelingt ihm kein größeres Kunstwerk, sondern nur das kurze Gedicht.

In der politischen Lyrik, die Heine zwar nicht geschaffen, aber doch zu einer vorher unbekanntem Höhe und Wirksamkeit erhoben hat, glückt ihm die Verbindung von Politik und Poesie, soweit sie überhaupt erreichbar ist. Die „Zeitgedichte“ sind der geeignetste Ausdruck für diesen Mann, der negativ durch den Stoff, positiv nur durch die Form wirkt. In ihnen offenbart sich seine Natur mit allen ihren Widersprüchen, in ihrer zweideutigen Doppelstellung zwischen Kunst und Leben, zwischen zwei Religionen und zwei Völkern. Heine selbst hat sich aus diesen Gegensätzen nie zur Klarheit durchgerungen. Es war eine unmögliche Aufgabe. Wenn es keinem der gleichzeitigen Romantiker gelang, ein festes Verhältnis zur Wirklichkeit zu gewinnen, wie sollte er es, dem die Lösung dieser Lebensfrage durch Geburt, Religion und Abstammung besonders erschwert wurde?

Wie war es überhaupt möglich, daß ein Mann von seiner poetischen Begabung aus dem Schoße unseßhafter, kaum eingewandter Juden hervorging? Wie war es möglich, daß er mit allen

Fehlern des jüdischen Parvenus ein großer Dichter war? Wir haben darauf keine Antwort, sowenig wie wir wissen, warum von den vier Söhnen John Shakespeares einer die Unsterblichkeit errang und drei unbekannt dahinstarben, oder warum ein Gärtnerjohn und Trunkenbold Englands größter Lyriker wurde. Alle Versuche Taines, das Genie als eine notwendige Erscheinung aus Volk und Umgebung, aus Ort und Zeit zu erklären, haben kein Ergebnis gehabt. Heines historische Mission ist klar. Der letzte Romantiker war berufen, der Romantik den Todesstreich zu versetzen, und es lag auch nahe, daß dieser Überwinder der Romantik aus den Kreisen der Juden hervorging, denn sie waren als Menschen ohne Vergangenheit und ohne Geschichte die schärfsten Gegner der Romantik. Warum aber dieser Jude die Romantik mit ihren eignen Waffen schlug und selber ein großer Dichter wurde und nebenbei ein sehr mäßiger Politiker von zweifelhaftem Ehrgeiz und nicht einwandfreiem Charakter, das sind Fragen, die wir aufwerfen, aber nicht beantworten können. So widerspruchsvoll wie sein Wesen ist auch Heines literarhistorische Stellung an der Wende zweier Zeiten.

Und dieser Mann ist Deutschlands populärster Liederdichter und zugleich derjenige deutsche Dichter, der außerhalb seiner Grenzen am besten bekannt ist. Das Ausland weiß von deutscher Literatur herzlich wenig. Es rühmt natürlich Goethe, obgleich es seine Werke selten zur Hand nimmt, und von andern deutschen Dichtern wird nur Heine gelesen und gesungen. Seine Gegner sind mit der Erklärung rasch zur Hand: er war eben kein Deutscher, sondern ein kosmopolitischer Jude, und daher stammt seine internationale Berühmtheit. Das ist der bare Unsinn. Heines Freund Dingelstedt hat wohl den kosmopolitischen Nachtwächter gespielt, aber einen kosmopolitischen Dichter gibt es nicht. Poesie gedeiht nur auf nationalem Boden, und nur der Dichter hat dem Ausland etwas zu sagen, der mit der Stimme seines eignen Vaterlandes am besten zu sprechen weiß. Das wird durch die Volkstümlichkeit bestätigt, die Heine in Deutschland genießt. Wir wollen ihn nicht mit andern Dichtern vergleichen, noch weniger ihre Gedichte nach Schön-

heit und Tiefe der Empfindung gegeneinander abwägen, aber an der Tatsache ist nicht zu rütteln, daß Heines Lieder populärer und verbreiteter sind als die irgendeines andern Dichters, selbst die Goethes.

Auch dafür gibt es eine billige Erklärung: er hatte eben das Glück, daß er nach unsern großen Lyrikern, nach Goethe, Wilhelm Müller, Brentano, Eichendorff lebte, und als geschickter Ausnutzer hat er sich die besten Rosinen aus dem Kuchen der Vorgänger zusammengesucht. Gewiß hat Heine die ältern Dichter gekannt und hat ihnen manches entnommen, aber wenn man es mit dem vergleicht, was Shakespeare, Molière und Calderon ihren Vorläufern schulden, so sind Heines Entlehnungen außerordentlich gering. Entleihen läßt sich überhaupt nur das Stoffliche, allenfalls kann ein Dichter dem andern ein paar technische Handgriffe abgucken, aber weder in dem einem noch in den andern besteht das Wesen der Poesie. Heines Volkstümlichkeit beruht auf seiner Stimmung, und diese Stimmung befähigte ihn, die Einheit zwischen Gefang und Wort in einer Weise zu erreichen wie kein Dichter vor oder nach ihm. Das Volk will eine Lyrik, die es singen kann, und die hat ihm Heine gegeben. Es fragt nicht danach, ob der Verfasser dieser Lieder ein Jude ist, sondern es singt sie und vergißt darüber die Person des Dichters. Auch seine Verbreitung im Ausland verdankt Heine in erster Linie seiner Sangbarkeit. Die Romanen schätzen ihn höher als die Germanen, weil sie in ihren Sprachen eine sangbare Lyrik nicht mehr besitzen und sie vom Ausland beziehen müssen. Die Schubert, Schumann, Methfessel, und wie die Komponisten alle heißen, haben viel für Heine getan, aber man darf es nicht so darstellen, als ob er nur der Verfasser brauchbarer Texte sei und als ob ihm die Musik erst eine über seine Dichtung hinausgehende Bedeutung verliehen habe. Das Gegenteil ist richtig. Die Tonsetzer müssen ihm dankbar sein, denn er hat der deutschen Sprache die Schmiegsamkeit und Ausdrucksfähigkeit gegeben, daß der Klang sich mit dem Laute vereinigen kann.

Im Lied lebt der Dichter und wird er leben, und dort schweigt der Kampf um Heine.